



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Ehre

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Ehre



Unter den im letzten Winter zur Darstellung gebrachten neuen Dramen ist entschieden das bedeutendste das vieraktige Schauspiel von Hermann Sudermann: Die Ehre. Seine Aufführung ist geradezu ein Ereignis gewesen. Wenn wir das Stück hier einer nähern Prüfung unterwerfen, so soll dabei jede Beziehung auf die Person des Verfassers und auf seine anderweitigen Leistungen vermieden werden; wie das Schauspiel ohne jede Reklame, ohne die Gunst oder Ungunst irgend welcher Vorurteile lediglich durch sich selbst gewirkt hat, so soll es auch ganz aus sich allein heraus aufgefäßt und beurteilt werden.

Seine Wirkung ist in der That ganz ungewöhnlich gewesen; das beweist der zahlreiche Besuch, durch den wohl überall das Publikum zu immer neuen Wiederholungen aufforderte, die Spannung, mit der die Zuschauer die Darstellung begleiteten, selbst die beschauliche Haltung der Menge während der Pausen: jeder fühlte das Bedürfnis, sich mit den eben empfangenen Eindrücken auseinanderzusetzen.

Und diese Wirkung beruht nicht etwa auf irgend einem außergewöhnlich fesselnden poetischen Reiz; es ist keine Zauberwelt verklärten Daseins, in die der Dichter unsre Einbildungskraft gebannt hat, wir bewegen uns in der unmittelbarsten, handgreiflichsten Wirklichkeit, die auch nicht der leiseste Hauch von Poesie durchzieht, und nicht unser ästhetisches, sondern unser sittliches, unser soziales Interesse wird angeregt, dies freilich in ganz außerordentlichem Maße.

Den Gegenstand des Stückes bildet die „Ehre,“ dieser in allen Farben schillernde Begriff, dessen Klärung und Abgrenzung zu unsrer Zeit, wo die Schranken zwischen den einzelnen Ständen immer mehr dahin schwinden, die Anschauungskreise einst weltweit getrennter Gesellschaftsklassen einander immer enger berühren und in ihrem Zusammenstoß Konflikte der mannichfachsten Art ins Leben rufen, ein unabweisbares Problem geworden ist. Es ist ein glücklicher, geschickter Griff mitten ins volle Menschenleben hinein, und der Wahl des Gegenstandes entspricht die meisterhafte Behandlung.

Aus einer klaren und zugleich weitdeutenden Exposition entwickelt sich die Handlung sicher und spannungsvoll, immer neue Erwartungen anregend und immer aufs neue überraschend. Mit großer Lebendigkeit sind die Personen gezeichnet, die kleinsten Züge dem Leben abgelauscht und an wirksamster Stelle

verwertet; jeder redet seine eigne Sprache in ungezwungenster Natürlichkeit, und wie sie das naive Alltagskind oft zu Äußerungen von packender Komik führt, so erhebt sie sich im Munde des überlegenen Weltmanns zu geistvollen, mehrfach geradezu verblüffenden Wendungen. Und doch ist hier keine die Oberfläche überwuchernde Ornamentik, die den Bau des Ganzen verdeckte; alle Einzelheiten stehen in fester Beziehung zu diesem Ganzen, alle Gestalten erhalten durch ihren eigentümlichen Zusammenhang mit der Grundidee des Stückes ihre besondere Bedeutung. In dieser Behandlung verliert auch das die zarteren Gefühle so leicht verletzende sinnliche Element, das sich hier nicht selten mit ganz rücksichtsloser Nacktheit hervorwagt, alles Anstößige; es gehört notwendig in den Zusammenhang, es dient der Sache. So ist dieses Stück, das alles einem Zwecke einheitlich unterordnet, so recht ein Erzeugnis unsrer auf das Praktische gerichteten Zeit.

Und was ist nun dieser Zweck? Er besteht keineswegs in der Hervorbringung eines bloßen Bühnenerfolges, der dem Theaterdirektor ein volles Haus, dem Dichter einen Namen schaffen soll. Er beschränkt sich auch nicht darauf, ein buntes Stück Menschenleben, so wie es ist, abzumalen, sondern dieses Bild soll zugleich veranschaulichen, was im Umkreise des Begriffs der Ehre sein soll und was nicht sein soll. Die geistvollen Aussprüche, durch die Graf Trast nicht selten einen lauten Beifallsjubel im Zuschauerraum hervorrufft, sollen mehr sein als schnell vorübergleitende Gedankenblitze: sie wollen bestehende Anschauungen aufheben, sie wollen neue begründen — das Stück ist ein Tendenzstück. Aber eben dieser Umstand giebt der Kritik die Berechtigung, ja er macht es ihr zur Pflicht, neben seinem dramatischen Wert, den der Erfolg schon über allen Zweifel erhoben hat, auch seinen sittlichen zu erörtern.

Nicht der Held, aber die Hauptperson des Schauspiels ist der Graf Trast von Saarberg. Als Offizier der Gardékürassiere hat er einst im Hazardspiel gegen einen Kameraden eine fabelhafte Summe nicht bar eingesezt, sondern mit seinem Ehrenwort verbürgt und hinterher, als er verloren hatte, sich außer Stande gesehen, sie zu zahlen. Von seinem Vater verflucht, von seinen Kameraden verstoßen, besinnt er sich in dem Augenblicke, wo er im Begriff steht, die von jenen mit gespanntem Hahn für ihn zurückgelassene Pistole auf sich abzurücken, daß es thöricht sei, einen dummen Streich durch einen zweiten wieder gut machen zu wollen; er legt die Waffe zurück und verschwindet. Aber nicht für immer. In Westindien gelingt es seiner vom Glück in ausgezeichnete Weise begünstigten Thatkraft und Umsicht, sich im Kolonialwarenhandel so außerordentlichen Reichtum und kaufmännischen Einfluß zu erwerben, daß er unter dem Namen des Kaffeekönigs auch bei den großen Kaufhäusern Europas in hohem Ansehen steht. So kehrt er nach einer Reihe von Jahren wieder an die Stätte seines ehemaligen Offizierslebens zurück. Seine alte Schuld hat er längst getilgt, auch die zerrütteten Finanzverhältnisse des Vaters wieder

hergestellt, der freilich das Geld, nicht aber den Sohn zu Gnaden angenommen hat. Die Kreise seiner Familie und seiner ehemaligen Standesgenossen bleiben ihm verschlossen; aber er verlangt auch nicht nach ihnen, er kann ihre Gesellschaft und ihren Gruß entbehren. Überall bewegt er sich mit der Sicherheit eines weitgereisten, auf fester Grundlage stehenden Weltmanns, beherrscht alle Verhältnisse und imponirt allen Personen, mit denen er in Berührung kommt. Die eiteln Laffen, die dem ehemaligen, mit Schmach entlassenen Kameraden gegenüber ihren Offiziersstandpunkt vertreten wollen, fertigt er mit weltgewandter Überlegenheit ab und bietet einem jungen Freunde, den er seit seiner in Indien vor Jahren angeknüpften Bekanntschaft stets mit Rat und That in ausgiebigster Weise unterstützt und nun nach Europa begleitet hat, in dem kritischen Augenblick, wo dieser durch die peinlichsten Familienzustände und das heikle Verhältniß, in das sie ihn zu seinem Prinzipal gebracht haben, an den Rand der Verzweiflung gedrängt wird, die Möglichkeit, alle Fesseln von sich zu schleudern und als Sieger aus dem Konflikt hervorzugehen, in den ihn sein Ehrgefühl mit seiner Familie und seinem Brotherrn verwickelt hatte.

Dieser ganze Konflikt nun, der, mit ergreifender Wahrheit geschildert, im Vordergrund der Begebenheiten steht, beleuchtet mit grellem Licht die eigentümlichen Auffassungen, die die einzelnen Personen je nach ihrem Stande von der Ehre haben, und bietet dem Grafen die mannichfachste Gelegenheit, die Wertlosigkeit jener Auffassungen aufzudecken, seine eignen zu begründen und zu bethätigen. So steht dieser Trast von Saarberg im Mittelpunkte des Schauspiels, die Fäden der Handlung in fester Hand haltend, ein praktischer Philosoph, der allen abstrakten Theorien feind, jede, selbst die leiseste Regung von Schwärmerei mit kühler Vornehmheit ablehnend, nur die Schule des bewegten Lebens anerkennen und vertreten will. Und in der That geben uns seine Aussprüche viel zu denken; sie erhalten durch die geschickte Verbindung, in die sie mit den Einzelheiten der fesselnden Handlung gebracht sind, zum Teil eine unwiderstehliche Überzeugungskraft. Gewiß sollen wir den Mut finden, aus Kreisen, die unsern sittlichen Anforderungen nicht genügen und ihnen unzugänglich bleiben, auszuscheiden, selbst wenn sie uns die liebsten waren; es ist eine Amputation, die weh thut, die aber unser eignes sittliches Gesamtbefinden notwendig macht. Man kann der Abfertigung nur beistimmen, die Graf Trast jenen Gecken zu teil werden läßt, die in flacher Unbedeutendheit ihr Leben verzetteln und sich für die Crème der Gesellschaft halten; ihr Ehrbegriff erscheint uns ebenso leer wie der des geldstolzen Kommerzienrates, der dem Vorteil und dem Ansehn seines Hauses alle andern Rücksichten unterordnet, und für den der pflichtgetreue Kommiss aus dem Hinterhause nur eine Ware ist, die ihren Kaufpreis hat. Und sicherlich ist es altmodisch, die Ehre einer sittlich verlorren Schwester durch einen Kugelwechsel mit einem ihrer Liebhaber wieder herstellen zu wollen, oder vielmehr — es ist nie Mode gewesen.

Und doch: ist die „Ehre,“ die unter den verschiedenen Völkern der Erde, bei den einzelnen Ständen so mannichfache Deutungen erfährt, wirklich nur ein Begriff ohne festen Kern, wirklich nur ein Luxus? Graf Trast ist dieser Ansicht, und die einzelnen Fälle, die uns der Dichter vorführt, scheinen sie zu rechtfertigen, sie erwecken den Eindruck, als ob Ehre nichts andres sei als Standesvorurteil. Aber ist sie das wirklich immer? — Graf Trast ist ein Philosoph, aber ein Sophist, und mit ihm ist es der Dichter.

Man betrachtet es wohl als einen Fehlgriff, daß zum Vertreter der das Stück beherrschenden Anschauungen ein Mann gewählt ist, der selbst gegen die Ehre verstoßen hat. Aber nur einem solchen konnte man solche Anschauungen, ohne die psychologische Wahrheit zu verletzen, in den Mund legen. Daß aber diese Anschauungen in dem Stücke den Sieg behaupten, beruht nicht auf ihrer Richtigkeit, auch nicht auf der ohne Frage bedeutenden Persönlichkeit ihres Vertreters, sondern auf den äußern Umständen, in die dieser so geschickt hineingestellt ist, und das eben ist sophistisch.

Graf Trast ist der Kaffeekönig; die Leute, die er so beschämend zurechtweist und mit deren Zurechtweisung er einem großen Teile des Publikums imponirt, sind jämmerlich unbedeutend und schon durch ihr eignes Auftreten in den Augen dieses selben Publikums mit Recht gerichtet. Ihnen kann er freilich unter Beifallsrufen erklären, daß er ihres Grußes nicht bedürfe — zu ihnen darf er sagen: „Ich habe also nicht die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, sondern das Vergnügen — und dieses Vergnügen ist groß.“ Hätte er mit denselben Worten einem kriegserprobten, charakterfesten Offizier gegenüber den gleichen Erfolg gehabt? Es ist ein Unterschied, ob man auf etwas verzichtet, über dessen Genuß man verfügt, oder ob man Verzicht leistet, wo man nichts verlangen kann, nichts beanspruchen darf, und in dem letztern Falle befindet sich Graf Trast, und er würde sich in demselben Falle befinden, wenn er statt jener Simpel, die den Geist unsers Heeres gar nicht in sich aufgenommen haben, einem echten Soldaten gegenüberstünde, und wäre dies selbst ein blutjunger Leutnant. Er bliebe in dessen Augen trotz seines Kaffeekönigtums doch immer nur der wortbrüchige Offizier, und mit Recht.

Demn worin hat eigentlich sein Vergehen bestanden? Nicht darin, daß er eine schuldige Summe Geldes nicht bezahlt, sondern darin, daß er in leidenschaftlicher Gewinnsucht sein Ehrenwort verspielt hat. Ist die Verbindlichkeit, die Heiligkeit dieses Wortes nur ein Standesvorurteil? Schillers „Bürgschaft“ sollte auch den Mann aus dem Volke und seine beredten Sachwalter eines Bessern belehren. Freilich, der Römer Tacitus wundert sich darüber, daß bei den Germanen der Spieler, der nach Verlust von Haus und Hof zuletzt in wilder Leidenschaft seine eigne Person auf einen Wurf gesetzt hat, sich ohne Widerstand fesseln und verkaufen lasse; aber unverkennbar mischt sich in das Gefühl des Staunens auch das der Bewunderung: „So weit geht in einer

verkehrten Sache die Unbeugsamkeit; sie selbst nennen das Treue.“ Wer wird bestreiten können, daß es sich auch in unserm Fall um eine höchst verwerfliche Sache gehandelt hat? Hätte jener Gardekürassier diese Auffassung gleich anfangs gehegt und seinen leichtsinnigen Kameraden gegenüber mutvoll vertreten, hätte er seiner sittlichen Überzeugung die Freundschaft, ja die Achtung jener, vielleicht selbst seine Stellung geopfert, er stünde da als ein Held, der der Sympathie des Publikums sicher wäre, und keineswegs bloß des bürgerlichen. So aber bewegt er sich ganz in dem Anschauungskreise seiner lockern Umgebung, und er hätte sicher einem andern, der sich in seinem Falle befunden, mit derselben kategorischen Bestimmtheit die Pistole auf den Tisch gelegt; er ändert seine Theorie, die er soeben noch in weitestem Maße für sein eignes Interesse zu verwerten gesucht hat, erst in dem kritischen Augenblicke, wo ihn die Praxis das Leben kosten soll. Klar gesehen, handelt es sich hier um zwei Punkte. Zunächst kommt der Bruch des Ehrenwortes in Betracht. In dem Schillerschen Gedichte hat Mörus allerdings sein Wort — ob es Ehrenwort oder Manneswort heißt, ist ganz gleichgiltig — unter ganz andern Umständen eingesetzt, als Graf Trast; aber an der Verbindlichkeit dieses Wortes ändert das nichts. Denn das verpfändete Wort des Mannes hat einen absoluten Wert; es bedeutet die ganze, volle Persönlichkeit dieses Mannes selber. Wer diese auf das Spiel setzt, muß auch die furchtbaren Folgen tragen; schon ein solches Spiel ist eine sittliche Krankheit, der Verlust heißt hier nichts andres als sittlicher Tod. Er muß zu Grunde gehen, weil wir auch in unsrer sittlichen Welt Prinzipien haben müssen von derselben unbedingten, unantastbaren Notwendigkeit, wie die Natur der Körper; ohne die unerschütterliche Festigkeit solcher Gesetze hätten wir hier wie dort ein Chaos. Graf Trast ist in dem Augenblicke, wo er sein Ehrenwort verspielt hat, sittlich tot, und von diesem Tode giebt's so wenig eine Auferstehung, wie vom leiblichen — wenigstens in dieser Welt. Er ist tot — nicht bloß für seine Kameraden, sondern für alle, die in der Unverbrüchlichkeit des Ehrenwortes mehr sehen, als ein Standesvorurteil.

Dies erheischt nun freilich nicht auch den physischen Tod, macht den Selbstmord nicht notwendig, aber es macht ihn begreiflich und jedenfalls weniger verwerflich, als das fernere Verhalten des Grafen Trast. Hätte er sich die Kugel durch den Kopf gejagt, so hätte die That hier nicht die Bedeutung eines Verzweiflungsaktes gehabt angesichts des Verlustes seiner Stellung, der Aussichtslosigkeit, im Kampf ums Dasein jemals wieder festen Fuß zu fassen; sondern sie hätte beurteilt werden müssen als der Ausfluß des sittlichen Bedürfnisses, durch die freiwillige Vernichtung des eignen Selbst die Anerkennung jener so selbstüchtig verletzten sittlichen Idee zu bethätigen und so die eigne Schuld zu sühnen. Graf Trast fühlt dieses Bedürfnis nicht; das Verständnis für die sittliche Bedeutung einer solchen Sühne ist ihm plötzlich

abhanden gekommen; er erörtert, daß sein Tod niemand Vorteil bringen könne, vielleicht aber sein Leben, und so beginnt er in der neuen Welt einen neuen Abschnitt seines Erdendaseins. Darüber hätten wir mit ihm nicht zu rechten. Aber er kehrt wieder, er feiert eine sittliche Auferstehung, er wird der Prophet einer neuen Lebensanschauung, und er siegt sittlich über die, die an diese Auferstehung und diese Prophetie nicht glauben wollen. Das ist der zweite Punkt, auf den es hier ankommt; er ist äußerst bedenklich, und die ganze Art und Weise, wie ihn der Dichter behandelt, dient nicht zur Klärung, geschweige denn zur Lösung des Problems, sondern verwirrt es.

Graf Traft steht vor uns, keineswegs von dem Bewußtsein gedrückt, einen Flecken auf seinem Charakter zu tragen; diesen Flecken hat die weitere Vergangenheit des Mannes völlig abgewischt. Fast scheint es, als ob man seine Ehre verlieren und wiederfinden oder ersetzen könne wie seine Taschenuhr; oder nein, sie hat nicht einmal den Wert einer solchen, sie ist nur ein glänzendes Gehäuse, worin die Wichtigkeit wohnt. Der echte Mann verzichtet ganz auf diese Luxusware; er stützt sich auf den gehaltvolleren Begriff der Pflicht und geht in dem Gefühle der eignen Selbstachtung unbekümmert an denen vorüber, die ihm die ihrige versagen. Der Maßstab für eine solche Achtung ist ja doch bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen verschieden; jede hat ihre besondere Ehre, ihre besondere Tugend. Die Leute im Hinterhause, deren eine Tochter eine Dirne, deren andre eine Kupplerin ist, und die das Sündengeld, womit der Kommerzienrat seinen liederlichen Sohn von der Dirne loskauft, mit Subel in Empfang nehmen, sind nicht schlechter als andre Menschen, als wir selbst; sie leben nur in andern Anschauungen; wir können sie nicht verurteilen, wir ziehen uns nur von ihnen zurück, weil wir innerlich nicht mit ihnen zusammenstimmen. Kurz, Graf Traft predigt sehr deutlich und nachdrücklich die Relativität von Ehre und Tugend und läßt uns nur darüber im Unklaren, was er selber unter dem gewiß doch eben so dehnbaren und konfliktchwangeren Begriff der Pflicht versteht. Solche Anschauungen liegen nun freilich ganz in der Konsequenz dieses Charakters; aber vergessen wir nicht, daß hinter ihm der Dichter selber steht und seinen Lehren mit dem Aufwande eines ungewöhnlichen Talentes Geltung zu verschaffen sucht. Ist ihm dies wirklich gelungen? Nein. Die Wahrheit einer sittlichen Lehre bethätigt sich im heißen Kampfe — wo ist von einem solchen hier die Rede? Zwar ringt in dem jungen Heineke mit rührender Gewalt die Kindes- und Geschwisterliebe mit den Forderungen eines sittlichen Gemütes; aber gerade an diesen Forderungen übt Graf Traft seine zeretzende Kritik. Er schiebt und lenkt den jungen Freund und endet schließlich den Konflikt mit Hilfe seines Reichthums; er löst ihn in der That wie eine Art von deus ex machina, nur daß unser Gott nicht erst am Schlusse eingreift. Wo aber führt ihn denn seine eigne „moderne“ Lehre in einen ernststen Zusammenstoß mit würdigen Vertretern dessen, was er bekämpft? Das

Zusammentreffen mit jenen „Simili-Offizieren,“ wie sie ein Rezensent treffend genannt hat, soll doch nicht dafür gelten, das sind gar keine Gegner. Aber in den glänzenden Salons des Kommerzienrates hätte Graf Traß gar leicht auch noch mit andern Männern zusammengeraten können — schade, daß wir nicht ahnen können, wie er sich dabei benommen hätte! So, wie die Begebenheiten sich auf der Bühne abwickeln, hat er überall leichtes Spiel. Man darf sie nur ändern, ohne die Wahrscheinlichkeit im geringsten zu verletzen, und die Sache wird gleich ganz anders. Im letzten Akte will der junge Heineke in verzweifelter Stimmung, eine geladene Pistole in der Brusttasche, das Arbeitszimmer seines Prinzipals betreten, um mit diesem „Abrechnung zu halten.“ An der Thürschwelle hält ihn Graf Traß zurück und überzeugt ihn von der Zweckwidrigkeit des geplanten Mordes; er fordert von seinem Freunde die Pistole, läßt sie ihm aber, auf sein Versprechen hin, sie in der Tasche zu lassen. Es war doch unvorsichtig. Graf Traß hatte soeben den jungen Hitzkopf darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Mordwaffe ganz deutlich an den Falten seines Oberrockes abhebe — wie nun, wenn der Kommerzienrat dieselbe Bemerkung machte, Verdacht schöpfte und nach Hilfe rief? Hätte diese Situation nicht für den jungen Helden höchst bedenklich werden müssen und — hätte ihn das Zeugnis des einst wegen Wortbruchs verlehnten Freundes befreien können? Womit hätte dieser seinen Anspruch auf Vertrauen rechtfertigen wollen? Oder hätte er auch jetzt dieses Vertrauen „entbehren“ können? Es gehört ganz in den Plan des Stückes, wenn der junge Heineke bei seiner Rückkehr aus Indien die innig geliebte Schwester als ein gemeines Mädchen wiederfindet, das auf seine Frage, ob sie ihren Galan denn wenigstens von Herzen lieb habe, mit cynischer Harmlosigkeit erwidert: „Welchen denn?“ Da wird es unserm Traß nicht schwer, den Bruder von der Nutzlosigkeit eines Zweikampfes zu überzeugen. Wie aber, wenn dies junge Mädchen, in einer auf Zucht und Sitte haltenden Familie rein und edel aufgewachsen, den listigen Künsten eines Verführers zum Opfer gefallen wäre, von dem Gefühl ihrer Schmach zu Boden gedrückt würde? Sollten solche Familien und solche Mädchen dem Verfasser, der die Familie Heineke so lebenswahr geschildert hat, unbekannt sein? Hätte sein Graf Traß den zurückgekehrten Bruder, der die Rolle des Beschützers und Rächers für sich in Anspruch genommen hätte, jetzt auch so einfach eines Bessern belehren können? In solchen Fällen hat der entschlossene Mann noch immer zur Wehr gegriffen, selbst im bewußten Widerspruch zum geschriebenen Gesetz, das die Reinheit seiner Schwelle nicht zu schützen vermag. Hier ist ein Konflikt, der nicht so einfach mit Schlagwörtern zu beseitigen ist. Und dieser Konflikt würde noch an Stärke und Pathos gewinnen, wenn jetzt der übermütige Sohn des Kommerzienrates, der Leutnant, dem Kommiss seines Vaters die „Ehre“ eines ritterlichen Austrages höhnisch verweigerte. Hier wäre ein Standesvorurteil im vollsten Sinne: denn wer sich nicht scheut,

störend in den Frieden eines Hauses einzudringen, soll auch den Kampf nicht scheuen mit denen, die dieses Hauses berufene Hüter sind. In diesem Zusammenhange hätte das Anerbieten einer Abfindungssumme eine viel tiefer begründete Entrüstung erzeugt, und die Handlung hätte ein ganz anderes Ende gefunden, als es der Lustspieleffekt ist, mit dem das Stück in Wirklichkeit abschließt.

Kurz, der Sieg des durch den Grafen Traft vertretenen Gedanken beruht nur auf dem dramatischen Erfolg des Stückes; es ist ein Scheinerfolg, und dieser Schein ist gefährlich. Wohin sollte es führen, wenn er die Meinung unsers Volkes nachhaltig beeinflusste? Solange wir eine sittliche Gemeinschaft bilden, werden auch die Lebenslagen nicht ausbleiben, wo der Mann vom Manne ein unerschütterliches Vertrauen fordern, wo er mit seinem Worte seine volle Persönlichkeit einsetzen muß. Darin besteht seine Ehre, daß er sich der Würdigkeit dieses Vertrauens bewußt ist, darin die Ehre, die er andern gegenüber vertritt und zu vertreten die Pflicht hat, daß sie diese Würdigkeit anerkennen. Wer sie ihm abspricht, greift in die heiligsten Rechte seiner Persönlichkeit ein; wer aber selber jenes Vertrauen gebrochen hat, der hat sich auch dieser Rechte begeben. Der Leichtsin, der mit diesem höchsten Gut ein frevelhaftes Spiel treibt, wird durch das Beispiel des Grafen Traft nur noch gestärkt: kann man sich doch später immer noch wieder „rehabilitiren“! Und welche Verwirrung mag in den Köpfen der Besucher der obersten Zuschauerräume angerichtet werden, wenn sie aus dem Munde desselben Traft, der durch seine bestechende Kritik der höhern Stände ihre Gunst erworben hat, hören müssen, daß die Käuflichkeit der eignen Person, der gänzliche Mangel an Verständnis für Menschenwürde und Selbstachtung dem Stande der Familie aus dem Hinterhause völlig angemessen, ihre Denkweise ihnen so natürlich sei, wie ihre eigne Haut? Mancher da oben auf den Galerien mag denn doch anders von sich denken, und hoffen wir, daß er eher an dem Grafen Traft, als an sich selber irre werde. Dieser Kaffeekönig erinnert sehr bedenklich an jene Volksfreunde, die die Menge, der sie schmeicheln, im Grunde selber verachten. Und heißt das die verschiedenen Gesellschaftsklassen einander näher bringen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken, wenn man die Möglichkeit eines alle zu einer sittlichen Gemeinschaft und zu gegenseitiger Achtung verbindenden sittlichen Empfindens leugnet? Gerade die Ehre muß als solch ein sittliches Band mit aller Entschiedenheit in Anspruch genommen werden. Durch Pflicht ist sie gar nicht zu ersetzen; denn sie ist ein Gefühl, Pflicht aber ist eine Verbindlichkeit. Pflichtgefühl ist das Bewußtsein dieser Verbindlichkeit, aber es wird nimmer hinreichen, alle die Triebe eines bald rohern, bald verfeinerten Egoismus zu besiegen, wenn es sich nicht stützt auf das erhebende Gefühl persönlicher Würde. Diese ist unabhängig von Rang und Stand, von Reichtum und Macht; sie ist dem Menschen eigen, insofern er Mitglied eines sittlichen

Ganzen ist. Sie fordert aber auch innerhalb dieses Ganzen die volle Anerkennung aller; der knechtische Sinn, der auf die Geltendmachung dieser Würde verzichtet, ist genau so unsittlich, wie die Selbstüberhebung, die sie dem Niederstehenden abspricht. In dem Gefühle dieser sittlichen Selbstachtung, die Achtung fordert von allen, die selber der Achtung wert sind, besteht die wahre Ehre. Standesvorurteil und persönlicher Egoismus haben aus diesem Idealbild zu allen Zeiten eine Karrikatur gemacht, Noheit und Schwäche es bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt; aber das soll alle die, die sich in jenem Bilde wiederfinden, nicht irre machen an ihm und an sich selbst, es ist ihnen nur eine dringende Mahnung immer und überall, wo irgend möglich, für seine Reinheit zu streiten.

Es giebt eine sittliche Aristokratie, die sich für besser hält und halten soll, als den eiteln Gecken und das rohe Naturkind, nicht um zu richten, sondern um zu bessern. Dieses aristokratische Selbstgefühl trägt opferfreudig die Zivilisation in die entferntesten Winkel des Erdballs, es soll aber vor allem mit ganzer Hingebung arbeiten an der Erziehung der eignen Nation. In ihrem Dienste steht nicht nur die Schule, die dem Knaben durch Dichtung wie Geschichte den Sinn für Treue und Charakterfestigkeit einprägt, nicht bloß das Heer, das bei strengster Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit doch auch im gemeinen Mann zugleich das Selbstgefühl erwecken soll, ihr dient auch die Bühne, die sich an Alt und Jung, an Reich und Arm, an Starke und Schwache wendet. Deswegen soll sie sich aber auch der ganzen Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe bewußt sein. Auch sie soll vornehm sein. Vor allem sollte sie sich fernhalten von jenem sittlichen Demokratentum, das noch gefährlicher ist, als das soziale. Unserm ästhetischen Gefühle macht man schon längst die herbsten Zumutungen, als ob das Leben selbst nicht schon die Misere des Daseins auf allen Gassen predigte; bringen wir nicht auch noch die Moral der Gasse auf die Bühne! Wahrlich, hier brauchen wir in ästhetischer wie in sittlicher Hinsicht wieder etwas von dem Idealismus der Schillerischen Dichtung. Auch unsre Zeit ist reich an ergreifenden Motiven; aber die Darstellung des Dichters soll ihnen die Weihe künstlerischer Verklärung geben; auch unsre moderne Welt- und Lebensanschauung birgt in sich eine Fülle von Konflikten, aber sie müssen aus der Tiefe geholt werden. Mehr als je nimmt die unmittelbarste Wirklichkeit unsre Interessen in Anspruch, und das erfordert auch einen gewissen Realismus unsrer Dichtung. Wenn sich diese aber in den Dienst jener zersetzenden Tendenzen stellt, die ein so bedenkliches Zeichen unsrer Zeit sind, wenn sie die öffentliche Meinung für diese Bestrebungen zu gewinnen sucht, so muß dagegen auch angesichts der öffentlichen Meinung Verwahrung eingelegt werden.